

Albert D.: Gewitter unter der Erde (Schluß)

In einer Wolke des schwarzen Staubes, in der es donnerte, brauste, ratterte und zischte, zerteilte sich die Kolonne und ging, die kampfmüden Gruppen ablösend, mit mörderischem Schnellfeuer der Luftdruckkammer gehen die ungetüme Wand vor, die sich mit Gesäuge und Geknarrsch wehrte, ihre Köpfe herzugeben. Allenhalten sperkte sie große und kleine Nachen auf, deren gasiger Hauch die Gesichter der Angreifer schwärzte und ihre Gruppenlampen blaurot färbte. Peter zwangte sich mit der Pidschade in eine schmale, feindselige Kluft und entriß ihr verbissen die fetiglangende Klappe. Einmal spiel ihm der Schlund mit einer Ladung werklösen Geröll aus. Er lag da, wie erschlagen. Joseph sprang nicht herbei. Er bohnte unter ihm in einer Nische am Fundament der Wand. Das Geknatter seines Bohrer's verhallte. Mit angespannten Sinnen belauerte er den Freund. Peter begann sich aufzuraffen. Er presste eine Weile seine Knie gegen den Mund und ging dann, indem er auf seine schmerzenden Hände spuckte, mit Ingrimim wieder an die Arbeit. Und unter seinem Stammelap begann Joseph's Bohrer wieder zu knatzen. Die Wand zu unterhöhlen, damit sie berste und Peter begrabe. Oftmals schwoh der Bohrer, so daß es sich anhörte, als sörgte er, den Plan auszuführen. Die schwarze Wolke wurde dichter. Jetzt sahen die Menschen im Schein der unterirdischen Lichter aus, wie die Gestalten der Schatten. Es jürcnte. Das Geölse der Ventilatoren wurde zum Geheul.

Die Wolke blieb schwarz. Es wurde schweiß. An manchen Stellen schwitzten die Wände. Die Hauer triefen, als regne es Schweiß. Und unaufhörlich rutschte die eroberte Klappe, die mächtig lärmte, von blechernen Rinnen in die Wagen auf dem Geleise. Ein Gaul stand angepörrt vor dem Lastzug und wartete schlafend auf seine Fuhre. Da zuckte ein Blitz in die Wolke. Die Erde ruckte. Die Erde zersprang. Es donnerte, krachte und wetterknähte dazwischen. Alles zitterte, alles bebte. Und dann war es auf einmal vorüber. Und statt des Lärmes der Klappe und des Geknarrsch wurde das Jammern, Stöhnen und Schreien der Verschütteten laut. Und es wurde wieder stille, ganz stille, als sei alles zu Ende und alles berendet. Doch mitten in dem Dunst der Finsternis wachte ein einsames unterirdisches Licht. . .

Es war kurz nach Mitternacht. Das Städtchen schlief. Das Gewitter, das gegen Abend herauszog, war längst vorüber. Kein Wind wehte mehr. Und der Himmel war voller Sterne. Wanda schrie in ihrer Kammer einen reumütigen Vieci an Peter, in dem sie wiederholt beteuerte, sie könne wegen des Hummers, den sie ihm gestern zufügte, keine Ruhe finden. Seemlich rücten die Reiger der Mör auf die zwölfte Stunde. Kein Zittern, kein Beben wurde im Städtchen bemerkt. Niemand gingen die Mörn weiter. Noch krächte kein Hahn. Noch kläffte kein Hund. Noch schloegen die Eisernen.

Die Stille unter der Erde hielt an. Nicht einmal die Matten wagten sich zu muskeln. Kein Geräusch und keine Hoffnung regten sich mehr.

Es blieb Nacht. Die Welt schien zerstört, verwüstet und ausgestorben zu sein. Nur sieben Mann der Kolonne lebten. Sie waren von der Wucht der Detonation in den Bereich der einzigen noch brennenden Lampe geschmissen worden. Der Steiger, dem sie gehörte, lag neben ihr, entseelt von einem heißen Band. Die Ueberlebenden knarnten im Banne des Schreckens. Sie knarnten so starr, als sei ihnen das Herz und der Verstand stehen geblieben. Jeder hangte, wenn er sich bewege, beginne das Gewitter von neuem. Jeder fürchtete, in das Grauen zu bliden. Denn das Bewußtsein, lebend 120 Meter tief unter der Erde in einem Massengrab zu stehen, läbnte ihre Sinne. Sie hatten das Gesicht der Erde zugewandt. Einige bededten es mit den Händen. Keiner wußte, ob der andere noch lebe. Da hütelte einer. Die Finsternis war heiß und stank nach Schwefel. Alle räusperten, leiste, zagsaft. Und es raschelte. Ein Vollbärtiger fragte halblaut: „Wer lebt hier noch?“ Niemand antwortete. Er stieß seinen Nebenmann, den toten Steiger an und sagte zu ihm in schlecht verhaltenen Verzweiflung: „Macht's doch nicht schlummer als es ist! Sonst wird man verrückt!“ Da kam es ihm vor, als weine irgendwo ein Mann wie ein Kind. Er richtete sich auf die Knie und horchte mit offenem Mund hin. Plötzlich schrie aus ihm das Entsetzen: „Lebt hier noch einer?“ Und da erst gewahrte er, daß sich zwischen den Gestalten, die im Umkreis der roten Lampe herumlagen, die Ueberlebenden, statt zu antworten, erhoben hatten. Entgeistert sierte er sie an. Und da entfielen ihm die Worte: „Santa Maria. . .“

Und alle murmelten: „Erbarme dich unser. . .“

Altersrentner

Einstmals rührten sie emsig die Hände, hart war des Lebens ausholender Schwung. Sie schnapten noch rüthig und waren jung, spürten nichts vom Verlösbern der Brände.

Sie maßen sich am täglichen Werke, kein Wagnis vor ihrem Wollen zu groß. Sie bauten sich träumend ihr Wollensschloß mit des Glaubens freistrebender Stärke.

Ihr Tun ist jetzt behutsam und müde, ihr faltiges Haupt gebeugt und gebückt. Nun sie den Berg der Entfagung erreicht, schenken die weissen Lippen nach Güte.

Zitternd streichen vom Zahlbrett die Hände den Alterssold ein mit stammelndem Mund. Oft taumelnd, fast wie auf schwankendem Grund, pilgern sie heim in ihre vier Wände.

Manche auch sieht man gemeinsam schreien, zuweilen bleiben sie schweratmend sitzen. Die Blicke weit ins Berganacne gehn, — sie reden von schönen, alten Zeiten.

Zulius Serjabs.

Der Kleinste, der breitschultrig war und O-Beine hatte, ging an die Lampe und hob sie hoch, um zu zeigen, wer noch lebe. Peter und Joseph sahen sich. Sie schauten hinein-ander weg. Einer flüsterle: „Wir müssen uns eilen, hier rauszukommen, bevor die Luft schlecht wird!“ Joseph riß die Lampe an sich und schrie auf die Umberlebenden ein: „Schaukeln und Pidschaden herbeil! Los, los!“ Er ging mit dem Licht voran. Hinter ihm entstand ein wortloses Handgemenge um die erste Schaufel, die einer in den Trümmern fand. Peter stand abseits. Er trauerte, nicht um sich, sondern um Wanda. Jetzt, da er sich verlor, wußte und glaubte, daß sie ihn nicht mehr liebe, lag ihm nichts mehr an seiner Rettung, an seinem Leben, an der Welt. Joseph stapfte weiter und leuchtete in einemfort: „Den Stollen sucht, Kameraden! Inseeren Stollen. . .“ Da schrie der Vollbärtige, der ihm vorausgeleitet war: „Hier! Hierher!“ Sie haften hin und sahen im Scheine des Lichtes einen Haufen Geröll, aus dem sich der Kopf des Gauls redete. Peter neigte sich zu dem Tier und flüsterle ihm ins Ohr: „Felig, armer Kerl. . .“ Die anderen, die ihm zuschauten, bekreuzigten sich. Im Hintergrund begann die Wand zu tropfen, schnell, leise, unaufföhrlich. Es hörte sich an, als befragte ihnen das Getropfe, daß ihre letzte Stunde nahe sei. . . Joseph eiferte: „Los, los! Hier ist der Stollen! Der Gaul stand immer mit dem Halfter in der Richtung zum Schaft!“ Und sie spuckten in ihre Hände und begannen in Hast, den Schutt, der den Ausweg verstopfte, zurüd in das Grab zu werfen.

Jeder arbeitete, bis er umsanf. Keiner sprach. Manchmal wühlte nur einer, oder zwei, während die anderen im Schlaf oder in der Ohnmacht lagen. Sie gerieten tiefer in den Berg, immer tiefer. Und die Lampe erlosch.

Die Arbeitsstätte hinter ihnen war nun samt allem, was sich darin befand, mit dem Geröll, das den Stollen bemanerte, zugeschaufelt. Und sie befanden sich in einem anderen Grab, in einem zweiten, das eng und nieder war. Manchmal schrie einer der Erschöpften, getroffen vom Gestein, das irgendwer aus dem verzweifellen Drange, sich auszugraben, zurückwarf. Manchmal schrien glock oder alle, erschreckt von dem Schrei. Dann schaufelten sie weiter, und sie kamen ins dritte Grab, ins vierte, ins fünfte. . . „Lust!“ jammerte einer. „Wasser!“ röchelte ein anderer. Sie rasteten. Und sie lauschten und schmachten; und der kalte Schweiß biß an ihren Augen. Plötzlich raschelte es. Sie hielten den Atem an, als hätten sie das Rauben der Vergangenen kolonne vernommen. Und in der Stille kalte es, der sich sterbend auf der schwarzen Gries streckte, ganz müde: „Die Klappe ist heilig! Amen! . . .“ Da fing der Vollbärtige an, unruhig zu werden. Er jammerte: „Antwort mir! So antwortet doch. . .“ Peter fragte: „Was ist denn?“ Da winkte er: „Nein! Schlüssel! Mein Hausdurchschlüssel! Ich kann ihn nicht finden! Es ist so dunkel! Nach doch mal eine Licht!“ Sie verhielten sich ganz stille.

Da schrie der Vollbärtige auf: „Her mit dem Hauschlüssel! Oder ich schlag dich tot!“ Und er schlug mit seiner Schaufel blindwütig um sich und schmaube: „Lol! Lol! Ich schlage dich tot!“ Joseph schrie: „Vorwärts! Aushalten! Vielleicht ist der Stollen bloß noch fünf Minuten weit verschüttet!“ Seine Stimme war heiser, kraftlos. Und während sie sich in heillosen Angst vor dem Wahnsinn vorwärts in die Erde zu vertiefen suchten, jammerte der Kleine: „Seid ihr verrückt! Bleibt doch Menschen. Das ist ja nicht mehr zum Aushalten, wenn einer nach dem anderen nicht mehr mitkommt!“ Sie schaukelten drauflos, bis das Geschnaube des Vollbärtigen erstickte. Entkräftet sanken sie hin. Ein feines Rauschen mischte sich in die Stille der Gruft. An ihren Gesichtern fühlten sie den Hauch. „Aus!“ stammelte einer, „es ist das Gas . . .“ Da lachte Peter auf, in heller Freude wie ein Jünger und rief: „Mein, kein Gas. Es ist die Luft! Die Luft von oben! Aus dem Rohr! Ich hab's schon am Maul. Ach . . .“ Die anderen rührten sich nicht. Sie waren mit ihren Kräf-

ten am Ende. Sie glaubten nicht mehr an die Luft. Der Schlaf betäubte sie. Und Peter wachte und wartete und lauschte ihrem tiefen Atem . . .

Am vierten Tage nach der Katastrophe gelang es den Bergungskolonnen endlich, in den letzten Stollen vorzubringen. Niemand hoffte mehr, noch Lebende zu bergen. Aber in der Nacht des vierten Tages stießen die Ausattungsimannschaften auf die fünf Bewußtlosen in der Gruft.

Drei Wochen später verließ Peter an einem Nachmittage das Haus und ging, feiertätig gelleidet, nach dem anderen Ende des Städtchens. Die Sonne schien. Und die Grube war wieder in vollem Betrieb. Am Kirchplatz sah er auf einmal Joseph Kaminsky in feiertätiger Kleidung ihm entgegenkommen. Er lächelte, reichte Peter die Hand und sagte: „Ich wollte gerade . . .“ Er vergaß weiterzusprechen. Peter aber ergriff seine Hand, so daß der Freund fühlte, Peter habe sagen wollen: „Auch ich bin gerade auf dem Weg zu dir!“

wertvolle oder kitschige Literatur produzierte, als um ein Problem der Weltanschauung, der sozialen Erkenntnis.

In dem Augenblick, wo der Konsum an Courths-Mahler-Literatur entscheidend zurückgehen wird, wird die Dämmung des Klassenstaates beginnen. Denn eine seiner stärksten Säulen ist jene greife Märchentante, die nur ihren siebzehnten Geburtstag feiert.

Holzspäne werden zu Kronen

Auf irgendeinem Fleckchen in unserem Lande steht eine Papierfabrik, wie es viele andere in der Welt gibt. Auf dem großen Fabriksplatz stapeln in vielen, kaum zu übersehenden Haufen Holz über Holz, die darauf warten, in dem Mähdewerk der Maschinen zu Papier verarbeitet zu werden.

Wenn das Holz seinen Weg zur Verarbeitung antritt, wird es erst geschält. Denn es muß sauber sein, bevor es weiter verwendet werden kann. Früher ist das mit der Hand, mit dem Schnitmesser gemacht worden. Jetzt und seit vielen Jahren schon besorgt das die Schälmaschine, die die Holzgerichte sauberlich abschneidet. Es fallen dabei viel, sehr viel Späne, — wie beim Tischler, wenn er den Hobel über die Bretter schiebt. Die Späne sind gutes Brennmaterial. Zum Anfeuern und zum rauchen Erhigen des Zimmers eignen sie sich vorzüglich. Im eigenen Betrieb werden große Mengen dieser Späne verfeuert, doch noch größere Mengen bleiben übrig, wenn der Betrieb gut beschäftigt ist.

Natürlich kann das Werk die übrigen Holzspäne nicht konsumieren, sondern es muß immer wieder Platz für die neuen Späne gemacht werden. Die Schälmaschine läuft ja jeden Tag und erzeugt jeden Tag aufs neue Späne. In früheren Zeiten sind diese Späne an jedermann abgegeben worden. Wer welche haben wollte, konnte sie sich holen, ohne dafür auch nur eine Krone zahlen zu müssen. Der Unternehmer war froh, wenn die Leute kamen und das Zeug wegholten. Freilich, das war einmal. Irigend ein Redensfuchts hat schließlich herausbekommen, daß es eigentlich sträfliche Verschwendung ist, die Holzspäne so mir nichts dir nichts zu verschütten. Das Geld liegt ja doch auf der Straße, man muß es nur sehen. Diese Holzspäne sind doch Kapital, das nur richtig bewirtschaftet werden muß! Und so wurde eine Vorrichtung geschaffen, die eine bestimmte Quantität Holzspäne (etwa 30 bis 40 Kilo) zu einem festen Ballen zusammenpreßt. Jetzt war Schluss mit der kostenlosen Abgabe der Späne. Wer nunmehr einen Ballen haben wollte, mußte ihn erst bestellen und dann für den Ballen K 1.50 bezahlen. Einige Zeit später kostete dieselbe Menge Späne bereits K 2.50. Und weil bekanntlich auch dem Kapitalisten mit dem Essen der Appetit kommt, kostet der Ballen jetzt schon 3 K, und da die Nachfrage sehr stark ist, dürfen bald 4 K dafür bezahlt werden müssen.

Eine rentable Sache bei einem täglichen Durchschnittsumsatz von dreißig Ballen ergibt sich in nur 300 Tagen die nette Summe von 27.000 K, von denen höchstens 12.000 K für Arbeitslohn und sonstige Spesen abgehen können, so daß schließlich gerechnet immerhin noch 15.000 K im Jahr bei diesen schlechten Zeiten aus den Holzspänen, die durch die Feueresse gejagt werden, für den Kapitalisten herauspringen. Bei solchen hübschen Nebeneinnahmen aus Abfallstoffen braucht der natürlich nicht mit Proletenultrasch (Brot in Staffee eingemacht) fürlieb zu nehmen. Das ist nur das Leibgericht der großen Gede. Alfred —

Die Märchentante des Klassenstaats

Der Romanschriftstellerin Hedwig Courths-Mahler zum 70. Geburtstag

Am 18. Februar wird Hedwig Courths-Mahler 70 Jahre alt und viele werden bei dieser Gelegenheit verwundert erfahren, daß diese außerordentlich fruchtbare Schriftstellerin noch lebt. Andere wieder werden erstaunt sein, überhaupt von dem Menschen Hedwig Courths-Mahler einmal zu hören, den sie vielleicht für eine Legende gehalten haben, weil der Name allgemach zum Begriff geworden ist. Wird von ihm geredet, so stellt auch er sich ein. In dessen — ganz so leicht ist das Problem nicht zu nehmen: die Frau, die heute in Berlin ihr 70. Lebensjahr vollendet, kann schon deshalb nicht gleichgültig bleiben für diejenigen, die einer neuen Kultur den Weg ebnen möchten, weil sie die meistgelesene Schriftstellerin der Welt ist.

Hedwig Courths-Mahler hat, so märchenhaft sich das auch anhören möge, 180 bis 150 Romane verfaßt, von denen allein in deutscher Ausgabe rund 25 Millionen Exemplare verkauft wurden. Dieser Erfolg ist einzig dastehend und wird von keiner anderen Autorin erreicht, wie auch kein anderer Autor mit solchen Erfolgsziffern aufwarten kann: selbst ihr Kollege Hitler hat es trotz Einfaches aller staatlichen Machtmittel seines Landes zu derartigen Ergebnissen nicht zu bringen vermocht. Wenn man bedenkt, daß auf jedes verkaufte Buch eine ganze Anzahl von Lesern fallen, daß insbesondere ungezählte Tausende von Lesern und meist Leserinnen diese Lektüre aus Leihbibliotheken zu beziehen pflegen, so kann man sich ungefähr ein Bild davon machen, daß die Bücher der Courths-Mahler in ihrer Verbreitung völlig einzigartig dastehen und daß es nichts Gleichartiges gibt, was man dem gegenüberstellen könnte.

Wenn man diese Tatsachen aber berücksichtigt, so kann man nicht mehr mit einem heisteren Lächeln oder dem Worte „Kitsch“ über das Werk dieser Autorin hinweggehen: es stellt einen geistigen Machtfaktor dar, mit dem man sich auseinandersetzen muß.

Die Romane der Hedwig Courths-Mahler ähneln einander wie ein Ei dem andern. Man kann sie aufschlagen, wo immer man will und wird ganz bestimmte Charakterzüge an ihnen finden, die als ihre entscheidenden Merkmale gelten können. Da ist z. B. die Tatsache, daß fast ausnahmslos alle diese Bücher in vorneh-

men, meist Adelskreisen spielen, und daß denoch gleichzeitig überall auch Vertreter anderer Klassen auftauchen, daß sich dann zwischen diesen Helden der Courths-Mahlerschen Romane eine Handlung entwickelt, deren Ergebnis der Sieg des Guten zu sein pflegt, wobei darauf Wert gelegt wird, daß sich die Vertreter verschiedener Klassen liebend in die Arme sinken. Die Vorleserin und Gesellschafterin unehelicher Abkunft bekommt einen Grafen, der edel und gut ist und die intrigante, bössartige Komtesse geht leer aus. Und über allem liegt der Glanz aristokratischer Schlösser, eleganter Garderoben, achtwürdiger Schmuckstücke und jene süßliche Art der Liebesromantik, bei der Kuno endlich die Lippen der zu ihm aufschauenden Geliebten mit einem Kusse „versiegelt“.

Sagt schon diese Atmosphäre der Courths-Mahlerschen Romane genügend aus über ihren Charakter und ihre geistig-soziale Funktion, so wird die Erscheinung Courths-Mahler noch deutlicher, aus dem, was sie selbst als das Geheimnis ihres Erfolges bezeichnet, und das, wie sie sagt, darin besteht, daß sie „Märchen erzählt, keine Realist des Alltags“.

Das ist der Punkt, wo man die Courths-Mahler und ihr Werk gar nicht ernst genug nehmen kann. Denn hier zeigt sich, wo anzusetzen ist, wenn man den geistigen Machtfaktor Courths-Mahler überwinden will. Die Millionen verkaufter Exemplare ihrer Bücher beweisen, daß das kleine Ideal, das sie vor ihre Leser hinstellt, immer noch das Wunschziel der breitesten Massen ist. Sie, die schlecht und recht ihr Leben fristen, und zwar meist schlechter als recht, neigen immer noch mehr dazu, die Augen vor der Wirklichkeit zu verschließen, den guten, braven Märchen zu lauschen, die eine süßliche Märchengeschichte aus einer unwirklichen Welt zu berichten weiß, als dem ins Auge zu sehen, was die Courths-Mahler mit „Realist des Alltags“ bezeichnet und die Notwendigkeit auferlegen würde, ein Schicksal zu meistern, eine Welt zu verändern, anstatt sich mit den Märchen aus einer Wunschwelt einhüllen zu lassen.

So handelt es sich bei dem Werk der Frau, von der man erzählt, daß sie trotz ihres hohen Alters immer noch ununterbrochen einen Roman nach dem andern über denselben Leisten schreibt, weniger um eine Frage, ob sie gute oder schlechte

Siebenhundert Jahre Makkaroni

Von Elisabeth Sorba

Im Jahre 1287 lebte zu Neapel ein Greis. Im Stadtteil der Bagabunden und Verbrecher ließ der alte Cico in seinem Stüblein das Licht bis spät in die Nacht hinein brennen. Sein Herd sprühte unermüdet glühende Funken aus. Sein geheimnistolles Lächeln erweckte bald die Neugierde der schönen Nachbarin, Giovanna, die dem Geheimnis des Alten aufslauerte. Sie beobachtete ihn durch lange Nächte, wie er mit seinen Töpfen und Kiegeln hantierte. Am Hofe des Staufenkönigs Friedrich II. war der Bräutigam Giovannas Küchenjunge und die schlaue kleine Frau konnte bis zum allmächtigen Herrscher vordringen. Sie legte dem Kaiser aller Christen eine neue göttliche Speise vor und besuerte mit überzeugender Beredsamkeit, ein Engel hätte ihr das Geheimnis der Zubereitung im Traum berraten. Der arme Cico aber arbeitete in seinem Kämmerchen weiter. Er er fand die „pasta asciutta“, die „capelli d'angelo“, die „bermicelli“, die „lasagna“ und andere Arten der „maccherone“. Mit der Befessenheit und Aufopferung eines wahren Forschers vertiefte er sich in seine Arbeit und mit dem errungenen Erfolg stets unzufrieden, wollte er sich in seiner Kunst noch mehr vervollkommen und erst dann das Ergebnis der Mittwelt mitteilen. Eines Tages aber ging er vor der Hütte eines Fließschusters vorbei und bemerkte einen ihm wohlbekannten Geruch, der aus der Hütte aufstieg. Mit erregter Stimme fragte Cico den Schuster, der in glücklicher Ruhe vor seiner Tür stand „Was kocht deine Frau, guter Mann?“ — „Maccherone“ — antwortete der Schuster. — „Koste sie!“ — und er betrat die den Greis. „Wo habt Ihr die Zubereitung dieser Speise gelernt?“ kam es langsam von seinen bebenden Lippen. „Von Giovanna, der ein Engel im Traum erschien. In jedem Palast, in jeder Hütte, in der ganzen Stadt speist man schon Makkaroni.“ Der greise Cico eilte in seine Stube, zertrümmerte seine Töpfe, zerschlug die Kiegel, verbrannte die Schriften und verschwand aus Neapel. Niemand sah ihn wieder. — So erzählt es die neapolitanische Legende.

Bologna, die Stadt der weltberühmten Küche, läßt die Neapolitaner ihren Ruhm nicht ungestört genießen. Die Bologneser behaupten, Cico wäre ein Sohn ihrer Stadt gewesen, die Erfindung der Makkaroni gehöre ihnen, Neapel hätte sie durch Giovanna nur gestohlen.

In Italien wagt niemand daran zu zweifeln, daß der getrocknete Teig eine italienische Erfindung sei. Auch um das Datum der Geburt entstand kein Zwist und in der Feststimmung tönen doch roh und wild die Kriegsgeschütze, nicht nur aus Abessinien und Spanien, sondern auch eines gegnerischen Lagers. Die 700-Jahresfeier wird keineswegs glatt verlaufen, zumal die Italiener auch einen Marinetti haben. Der Begründer des Futurismus und mancher anderer „Sömnen“ ist der Führer der streitbaren Antimakkaronisten. Es steht in großer Ehre in seinem Lande. Der Duce hat es ihm nie vergessen, daß sie einst, beide noch unbekannt und machtlos, die ersten faschistisch-futuristischen Organisationen gemeinsam gegründet hatten — und so zielt heute den einstigen „Revolutionär“, der nach Dynamik gerufen hatte, um alle Museen, alle Bauten, alle Kunstwerke der Vergangenheit radikal wegzurastieren, der blaue Rod der akademischen Unsterblichkeit. Er ist auch Vorsitzender des faschistischen Schriftstellerverbands und nun zieht er mit der ganzen Wucht seiner schauspie-

lerischen Persönlichkeit, mit den tödenden Funken seines „furore“ gegen „das Uebel der Nation“, gegen die Makkaroni, zu Felde. Er verkündet die gastronomische Revolution, — eine billige Abenturungsmaßnahme der Diktatur — die die Nation „von den verdummenden, faulmachenden Makkaroni zu befreien berufen ist.“

Die Makkaronisten ließen sich durch die Autorität des Futuristen-Haupplings nicht einschüchtern und sie zogen mit einem noch größeren Trumpf in den Kampf. Gabriele d'Annunzio wurde gegen Marinetti angepöbeln. „Der Geld von Fiume“ nahm einst Partei für die Makkaroni und bezeugte oft seine Anhängerschaft zur nationalen Küche in seinen Schriften an die Nation.

Der Patriotismus des Magens schlug über die Stränge. Die Volkswut erhob sich gegen Marinetti und seine Anhänger. In Rodena und in anderen Städten kam es zu einer förmlichen Schlacht. Fäuste ballten sich, Stöße und Knüppel schwingen in der Luft und die Auseinandersetzung endete mit einer förmlichen Prügelei. Die italienische Volksseele kochte bei der Vorstellung, daß nicht mehr italienisch gekocht werden soll. Beim „stufaiso“ hört jeder Spatz auf. Polenia und Makkaroni gehören zu jenen heiligen Gütern der Nation, die man nicht verunglimpfen läßt. Marinetti hat die Zauberkraft des Neuen in diesem Punkt überschätzt. Der Magen ist und bleibt konservativ. Zahnschmerzen tun mehr weh als die furchtbarsten Liebesenttäuschungen und der Magen ist empfindlicher als Kopf und Herz. Bismarck hat einmal gesagt, daß die Macht seines Kaisers bei der Salontür der Kaiserin aufhöre. Die Macht der Reformatoren und Rodeschöpfer hört bei der Küchentür auf.

Ob 700 Jahre, ob weniger, Tatsache bleibt, daß in der Umgebung von Neapel seit Jahrhunderten Makkaroni erzeugt werden. In Süditalien war einst fast jedes Haus eine kleine Teigwarenfabrik, nun sieht man in der Gegend von Neapel hunderte von großen Fabriken mit hohen Schloten, die hunderttausende von Tennen Makkaroni anfertigen. Zum malerischen Bild der süditalienischen Straße gehören einst die auf Striptippen zwischen Haus und Haus in unendlichen Reihen trocknenden Teigwaren. Allmählich lösten große Fabriken mit modernen Maschinen ausgedürrte, diese Hausindustrie ab und die Straßen haben in mancher Hinsicht ihr romantisches Bild eingebüßt. Dafür aber werden mehr Makkaroni fabriziert. Wer die Romantik liebt, mag klagen . . .

Der Dichter Ringelnatz stirbt

Still, ganz still. — Keinen Lärm mehr machen, Ober andre menschlich dumme Sachen, Auch nicht weinen oder beten! Auf den Lebensspitzen eingetreten, Denn ich ringte meine letzten Kräume Und es rauschen schon Cypressenbäume.

Still, ganz still. — Bitte, bitte kein Spektakel! Denn das Leben, diese Brauntweinlasterke wird Mirakel,

Da ich ihre letzten Reste leere Und befreit von aller Erdenlastwäre Selber wie ein kleiner Tropfen blinke.

Still, ganz still. — Nun, Vorhang fink! Johannes A. F. h. l.

Frauen-Rundschau

Seit den englischen Gemeindevahlen im vergangenen Monat haben in England 14 Städte und Ortschaften weibliche Bürgermeister. Außerdem wurde in der Stadt Sheffield auch der Posten des Oberbürgermeisters mit einer Frau, Mrs. A. E. London, besetzt.

An das Londoner Royal College of Chirurgy wurde soeben die erste Frau als Professor berufen. Diese überaus ehrenvolle Auszeichnung wurde Dr. Philippa Martin zuteil, die sich um die Augenchirurgie verdient gemacht hat.

An die Universität Manchester, an der schon seit 1934 Dr. Mildred K. Pope eine Lehrstuhl für französische Sprache und romanische Philologie innehat, wurde soeben eine zweite Frau berufen, Elsie Marian Butler, die deutsche Sprache und Literatur lehrt wird.

Eine moderne Frau im vorbildlichen Sinne des Wortes ist Mrs. Rhoda For Graves. Sie ist die erste und einzige Senatorin des Staates New York. Aber obwohl sie soeben in ihren dritten Wahlkampf geht, verhält sie doch nach wie vor an der Seite ihres Mannes und ihrer beiden Söhne drei Zuchtfarmen und ist eine ausgezeichnete Hausfrau.

In Deutschland haben, wie die Zeitschrift „Equal Rights“ mitteilt, laut der offiziellen Statistik in den letzten drei Jahren nicht weniger als 750.000 Frauen gewohnheitsmäßig ihre Arbeitsplätze in Fabriken, Geschäften und Büros aufgeben müssen, um zu ihrer natürlichen Bestimmung zurückzukehren.

Ueber den Militärdienst der Frauen in der Türkei gingen in der letzten Zeit verschiedene Nachrichten durch die Presse. Nunmehr wird bekannt, daß in der Tat im Kriegsfalle alle Frauen zwischen 16 und 60 Jahren unter die Waffen gerufen werden sollen. Und zwar sollen die Frauen zwischen 25 und 40 Jahren an der Front mit leichten Arbeiten, die übrigen in der Etappe beschäftigt werden.

Diplomaten lächeln

Die Antwort

Lloyd George sprach einmal in einer großen, öffentlichen Versammlung, die sowohl von Iren, als auch von Engländern besucht war.

„Wollen Sie Irland völlige Freiheit geben? Antworten Sie!“ schrie ein irischer Zwischenschreier.

„Ich will . . .“ erwiderte Lloyd George . . . „ . . . nicht . . .“ setzte er dann fort und die Engländer stampften vor Begeisterung auf den Boden . . .

„ . . . antworten!“ beendete dann Lloyd George endlich den Satz.

Golf

Einer der ständigen Begleiter Austen Chamberlains — des früheren Außenministers — war Lord Riber, der Chef seines Pressesbüros, ein famozer Golfspieler. Nach einem besonders glänzenden Schlag Lord Riber sagte Sir Austen lächelnd zu seinem Sekretär:

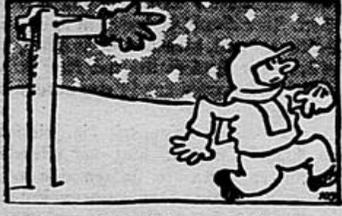
„Sehen Sie — er lanciert den Ball, als ob er eine schlechte Nachricht wäre . . .“

Von wo?

Lord Dinkighgow, der neue Vizekönig Indiens, ist sehr schlafertig und besitzt viel Humor. Als er einmal in einer Versammlung von dem großen Zwischenschreier unterbrochen wurde:

„Von wo haben Sie Ihr dreifaches Vermögen her?“ erwiderte er prompt:

„Von wo Sie Ihr häßliches Gesicht her haben: Vom Papal!“ Walter F. e. n.



Eine mitfühlende Seele

Das jugoslawische Pompeji

Während die Kenntnis von der Bedeutung Pompejis längst zum Allgemeinut aller Gebildeten geworden ist, ist eine andere antike Stadt, vielleicht noch prächtiger und interessanter als Pompeji, nur wenigen Sachkennern geläufig: Die Trümmerstadt Stobi in Serbien. Sie verdient den Namen eines jugoslawischen Pompeji.

Stobi war eine der bedeutendsten Siedlungen der zivilisierten Welt im Ausgang der römischen Antike und zu Beginn der byzantinischen Stauzeit. Es war der wichtigste Knotenpunkt der Straßen, die von Rom nach Byzanz durch Mazedonien liefen, gleichzeitig aber schon damals Erde einer noch viel älteren Zivilisation. Man darf heute nicht vergessen, daß Mazedonien erst unter der türkischen Herrschaft zu seiner heutigen Bedeutungslosigkeit herabgesunken ist, während es früher eine der reichsten Gegenden des Imperiums war. Noch früher war es der Mittelpunkt einer anderen Welt Herrschaft, der mazedonischen, die mit dem Siegeszug Alexanders des Großen beginnt.

Und so wird erklärlich, daß diese fast verlassene Stadt eine reiche Fundgrube für archäologische Forschungen geworden ist. Neben- und übereinander liegen in Stobi die Reste der altgriechischen, der heidnisch-römischen und der frühchristlichen Zeit; die letzte Periode überwiegt. Man weiß heute noch nicht allzuviel über diese Stadt, aber was man bisher gefunden hat, hält den Vergleich mit den pompejanischen Wandmalereien aus. Die Privatvillen, die in Stobi gestanden haben, zeichneten sich durch einen Luxus aus, wie er heute in Weltstädten oft nicht erreicht wird. Sie hatten Schwimmbädern, Zentralheizung, große Gärten, zahlreiche Nebenräume, richtige "B. C."-Anlagen und waren mit Mosaik-Arbeiten ausgelegt, die heute noch fast vollständig erhalten sind. Dem hohen künstlerischen Niveau der damaligen Kunsthandwerker zufolge ist der ursprüngliche Gang des Mo-

saills vollkommen gewahrt geblieben; noch heute leuchten die Gold-, Silber- und Glasplättchen in den natürlichen Farben.

Stobi bestand freilich nicht, ebenso wenig wie Pompeji, ausschließlich aus Luxusbauten. Die massiven Wohnhäuser der einfachen Leute sind ebenfalls erhalten und vielleicht noch interessanter. In ihnen sind unzählige kleine Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, Tücher, Kleider, Schuhe, Ringe, Geschnitten, Weinkrüge und tausend anderer Dinge in einer Vollständigkeit gefunden worden, die einen genauen Rückschluß auf die damaligen Lebensgewohnheiten erlauben. Ebenso wenig wie in Pompeji fehlen die Inschriften an den Hauswänden, in denen sich die Tugend beruht, und in denen sich schon damals die Pfeildurchbohrten Herzen mit den Initialen von Liebespaaren finden. Daneben gibt es auch pompejische Bauarbeiten, eine große Arena, die rund 12.000 Menschen fassen konnte, eine Kirche, die recht gut erhalten ist und zu den frühesten bekannten christlichen Kirchen gehört, Ueberreste aus der Griechenzzeit, Porzellan, Kunstwerke, Waffen, Gold, Schmuckgegenstände und religiöse Ornamente.

Die Parallele mit Pompeji läßt sich sogar noch weiter ziehen. Freilich war das Ende von Pompeji drastischer, katastrophaler, aber auch in Stobi tötete ein Naturereignis die Stadt. Durch ein plötzliches, in seinen Ursachen heute nicht mehr bekanntes Ausströmen aller Quellen der Umgebung war die Stadt gegen Ende des ersten Jahrtausends mit einem Schlage von Wasser abgeschnitten. Seuchen mögen ausgebrochen sein, die Bewohner zogen in wenigen Jahren fort, die Umgebung verdorrte, Sandstürme konnten die Ackerkrume aufreißen und binnen kurzer Zeit die ganze Stadt unter der dichten Sand- und Erdschicht verschwinden lassen, — ein Glück für die Archäologen von heute, denn auf diese Weise ist Stobi von den Plünderungen der fremden Völker, die alsbald einbrachen, ziemlich verschont geblieben. Wenn die Archäologen jetzt die meterhohen Schichten forträumen, die über Stobi liegen, so finden sie darunter fast völlig unberührt eine Stadt, die einmal die vollreichste und bedeutendste des Balkans gewesen ist. J. B.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch. Drakowa Nr. 22. Post Modlan bei Teplitz-Schönan

Mit beiden vorliegenden Aufgaben findet das „Zweizüger-Problemturnier“ seinen Abschluß.

SCHACHAUFGABE Nr. 326.

Motto „Fata-Morgana“.

Schwarz: Kd5, Dg2, Td3, Lf4, Bc4, c8, d4, e8. (8)



Weiß: Ka8, Dc2, Te4, h3, Sb7, g6, Bb3, e7. (3)
Matt in zwei Zügen!

SCHACHAUFGABE Nr. 327.

Motto „Gänsebümchen“.

Schwarz: Kc4, Tt4, Ld2, z6, Sb7, Bb5, b6. (7)



Weiß: Kh8, Db6, Td3, La3, f3, Sb3, c2, Bb2, g2. (9)
Matt in zwei Zügen!

Bewertungen und Lösungen sind bis 5. März an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 322: Dh5—e8!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Nitsch Rosa, Trupschitz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Dinnebler Emil, Tetschen; Schöffel Anton, Schöbrütz; Hahl Erwin, Chmiak Teo, Freundl Anton, Tyle Vladimír, Hofeld Otto, Lohmüller Hans, Schindler Robert, sämtlich Nestersitz; Bretschneider Otto, Drakowa; Elyn Josef, Hostomitz; Günther Josef, Albertham; Vaniček Franz, Hertine; Geißler Josef, Alt-Serbitz; König Anton, Walter Ludwig, Steinwitz Hans, sämtlich Kwitkau; Trlitsch Gustav, Wlsterschan.

Arbeiterschach.

Im Bodenbacher Bezirk wurden in den Vereinsturnieren folgende Ergebnisse erzielt:

Sektion Kroschwitz. Vereinsmeister wurde Gen. Jelinek Hermann. Es folgten: 2. Hoyer, 3. Günther, 4. Scherze Erwin, 5. Müller, 6. Wenzel, 7. Pappisch, 8. Hocke, 9. Eckert, 10. Fiedler, 11. Schweich, 12. Frühaufer P., 13. Scherze Edwin, 14. Rauchtus, 15. Frühaufer, 16. Zeschke, 17. John und 18. Görgner.

Sektion Seidnitz. Vereinsmeister wurde Gen. „Dob.“ H. Es folgten: 2. „Dob.“ R., 3. Schinkel, 4. Jüstel, 5. Redlich, 6. Weber, 7. Meizer, 8. Ullrich, 9. Deutschmann R., 10. Schuller, 11. Patzelt, 12. Bittner.

Sektion Bodenbach. Vereinsmeister wurde Gen. Scherze Rudolf. Es folgten: 2. Fieber, 3. Ulbrich, 4. Mader, 5. Slansky, 6. Rother, 7. Thomas, 8. Eckert H., 9. Kaschte, 10. Richter, 11. Weigand, 12. Hermann.

Sektion Rosawitz. Vereinsmeister wurde Gen. Hlekiš Emil. Es folgten: 2. Hübel Otto, 3. Gaberie, 4. Bergmann, 5. Sehan, 6. Steizig Kurt, 7. Helm, 8. Fritscher, 9. Wuchterl, 10. Steizig Johann, 11. Eckert Heinz, 12. Wollanek, 13. Bartel, 14. Jahnle, 15. Holup, 16. Schneider, 17. Schlich Willi, 18. Schlich Rudolf.

Sektion Eulau. Vereinsmeister wurde Gen. Gantner Josef. Es folgten: 2. Hübner Ernst, 3. Hübner Max, 4. Schickanz Franz, 5. Braut, 6. Hauschild Willi, 7. Hauschild Emil, 8. Hauschild Hermann, 9. Schlotzner, 10. Krauspenhaar, 11. Gröschler, 12. Jäger Karl, 13. Fischer, 14. Jäger Willi, 15. Hortsch, 16. Hruby, 17. Sperl, 18. Kunigt Fritz.

Von der Sektion Tetschen liegt zur Stunde noch kein Bericht vor.

Am 31. Jänner wurde in Bodenbach die diesjährige Bezirkschachkonferenz, bei zahlreicher Teilnahme aus allen Sektionen, abgehalten. Aus den Berichten der Bezirks- und Vereinsfunktionäre war zu entnehmen, daß in der abgelaufenen Berichtsperiode eine reiche Fülle von Arbeit geleistet wurde, deren Erfolg nicht ausbleibt. Bei der Neuwahl wurde der alte Schachauschuß mit dem altbewährten Genossen Jelinek an der Spitze, einstimmig wiedergewählt. Die Serienspiele begannen am 21. Feber. Vorher findet ein Ausschließungsspiel zwischen den B-Mannschaften Rosawitz und Eulau statt. An der Serie der A-Klasse nehmen insgesamt 7 Mannschaften teil. Runden-einteilung in nächster Folge.